

Annette von Droste-Hülshoff und die Schweiz.

Wir besitzen heute bereits eine hübsche Anzahl von Schriften, die uns über die Beziehungen der Droste zu einzelnen geborenen Schweizern oder zu bekannten, in der Schweiz ansässigen nichtschweizerischen Persönlichkeiten unterrichten. Auch eine recht gediegene, leider nicht in weitere Kreise gedrungene Studie über den Einfluß der schweizerischen Landschaft in den Dichtungen des westfälischen Edelräuleins, von dem allzu früh verstorbenen geistvollen Schriftsteller Fr. v. Matt verfaßt, ist schon vor über 20 Jahren in den „Monat-Rosen des schweizerischen Studentenvereins“ (Basel 1905) erschienen. Aber es fehlte uns bisher eine umfassende Darstellung des durch die Überschrift bezeichneten Gesamtthemas, eine allseitige, wissenschaftlich zuverlässige Arbeit, die uns zeigte, welche Stellung und Bedeutung Land und Volk der Eidgenossen im Leben, Dichten und Denken der Droste einnahmen.

Auch die neueste Veröffentlichung auf diesem Gebiete, das ansehnliche Buch: Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz, von Dr. P. Dtmir Scheiwiller, Benediktiner von Einsiedeln¹, scheint zunächst nur den etwas über ein Jahr dauernden Aufenthalt der Dichterin auf schweizerischem Boden zu berücksichtigen, ist indes dank der immer weitere Kreise ziehenden gründlichen Forscherarbeit des gelehrten Verfassers zu einer nahezu abschließenden Monographie über unsern Gegenstand gediehen, die das Thema „Annette von Droste-Hülshoff und die Schweiz“, abgesehen vielleicht von einigen mehr nebensächlichen Einzelheiten, vollständig ausschöpft.

Als Kind von zehn bis zwölf Jahren hat Annette die erste Kunde von den landschaftlichen Reizen der schweizerischen Alpenwelt vernommen. Das war in Frecken-

horst bei Warendorf und geschah durch die Erzählungen einer adligen Stiftdame, der Gräfin Auguste v. Thurn-Valsassina, einer geborenen Schweizerin, die infolge unüberwindlicher Sehnsucht nach den Bergen ihrer schönen Heimat in der westfälischen Ebene vor der Zeit dahinwelkte und starb. In nähere Beziehungen zur Schweiz trat die westfälische Freiin erst, als ihre jüngere, dreißigjährige Schwester Jenny im Oktober 1834 dem sechzigjährigen Witwer Freiherrn Joseph v. Laßberg die Hand zum Lebensbund reichte und das Brautpaar in Laßbergs Schloß Eppishausen im Kanton Thurgau sich häuslich eingerichtet hatte. Der briefliche Verkehr zwischen Annette und Jenny war sehr rege, aber der Einladung, in der Schweiz ihren Ferienaufenthalt zu nehmen, leistete die Dichterin erst spät und nur zögernd Folge. „Zur Reise in die Schweiz kann ich mich nicht so recht oder vielmehr gar nicht freuen“, schrieb sie an Freund Schlüter am 2. Januar 1835, „man hört und liest viel Herrliches davon, aber ich mag fremde Länder nur durchreisend sehen. Ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache. Wär' Jenny nicht dort und ging' Mama nicht mit, dieses Gelobte Land möchte meinethwegen bei seinem Namensbruder in Asien wohnen. Ich muß so vieles zurücklassen, so viel Verwandte, so manche Befreundete, alle meine Gewohnheiten und Beschäftigungen, die leider zu abweichend von der Regel sind, als daß ich sie auswärts zu produzieren wagte“ (S. 35 f.). Endlich, im Sommer 1835, führten Annette und ihre Mutter die längst geplante Reise aus und trafen nach einer umständlichen, aber im ganzen glücklich verlaufenen Fahrt am 11. August ermüdet, doch wohlbehalten in Eppishausen ein.

Im Spätherbst schilderte die Dichterin in einem ausführlichen, in gehobener Stimmung geschriebenen Brief an Schlüter den überwältigenden Eindruck, den ihr für Naturschönheiten empfängliches Gemüt von der schweizerischen Landschaft erhalten hatte; ein Alpenglühen, bekanntlich selbst

¹ Mit 5 Einschaltbildern. 8° (272 S.) Einsiedeln (v. J.), Benziger & Co. M 6.—, geb. M 7.—

in der Schweiz keine alltägliche Erscheinung, riß sie zur Bewunderung hin: „Ich sah, daß eine tüchtige Regenbank in Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen; die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nahe und gab eine seltsam unterbrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Berg scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfang, sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu versäumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere; jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster, — ich machte meine Fenster zu, steckte den Kopf in die Sopapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen und hören“ (S. 51).

Eine Art Zusammenfassung ihrer Naturerlebnisse in der Schweiz bildet Annettes umfangreiches Gedicht „Schloß Berg“, oft auch „Schweizermorgen“ betitelt, das einen Höflichkeitstribut der Dichterin an den Besitzer des Schlosses, Graf Thurn v. Valsassina, bedeutet. Unmittelbar nach Vollendung des Gedichtes meinte Annette scherzend: „Prosa und Poesie haben noch einen ziemlich guten Akkord miteinander getroffen; wenn der Graf Thurn ein Auge zudrückt und das Publikum auch eins, so wird es schon gehen.“ Einige Jahre später aber bezeichnete sie diese Poesie als „mordschlecht“. Das Verdammungsurteil der herben Kritikerin über ihr eigenes Geistesprodukt ist zu hart, doch wird man die in einer Art Zwangslage entstandene Dichtung immerhin als eine verhältnismäßig schwache Leistung der großen Drostin betrachten müssen, und die Verfasserin hatte recht, daß sie ihre Zustimmung zur Aufnahme des „Zwitterprodukts“ in die von Levin Schücking 1844 veranstaltete Ausgabe ihrer Dichtungen entschieden ver-

weigerte. In Scheiwillers Buch ist „Schloß Berg“ vollständig abgedruckt (S. 54—57), so daß dem Leser nun ein selbständiges Urteil über diese „mordschlechte“ Poesie ermöglicht wird.

Auf Schloß Eppishausen befand sich Annette in einem kleinen Kulturzentrum ganz eigener Art, von dem durch Jahrzehnte eine Fülle von Anregungen und Einflüssen auf die gelehrte Welt ausging. Ihr Schwager Freiherr v. Laßberg galt, und gilt selbst noch im Urteil der heutigen Zeit, als hervorragender Kenner der mittelalterlichen deutschen Literatur und als Bibliophile, der in der ganzen zeitgenössischen Gelehrtenwelt an Begabung, Ausbildung und Verständnis für die schöngeistigen Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte kaum seinesgleichen hatte. Eine stattliche Reihe von tüchtigen Forschern und geistig bedeutenden Persönlichkeiten lernte die westfälische Dichterin in dem gastlichen Schlosse kennen. Doch in die Eigenart des Schweizervolkes ist sie weder damals noch später tiefer eingedrungen; sie hat sich offenbar auch gar keine Mühe gegeben, den Charakter und die Sitten des Landes, in dem sie als halbfreiwilliger Gast sich aufhielt, zu studieren und vorurteilsfrei zu beurteilen. Schon ihre völlige Unkenntnis der schweizerischen Mundart stand einem mehr als oberflächlichen Erfassen des Volkscharakters hindernd im Wege. Ihr Schwager Laßberg, ein Badener, weilte nur vorübergehend auf schweizerischem Boden und scheint sich mit schweizerischer Landeskunde nicht viel beschäftigt zu haben. Die damaligen unerquicklichen innerpolitischen Verhältnisse und Streitigkeiten im Thurgau und in der gesamten Schweiz, die demokratischen Einrichtungen des Kantons und der Eidgenossenschaft, die von einigen rücksichtslosen Demagogen ausgehenden, in der Tat höchst unerfreulichen revolutionären Wühlereien taten ein übriges, um das adlige Fräulein aus der niederdeutschen Ebene gegen die Schweizer einzunehmen, und machten zum vornherein eine gerechte, geschweige denn freundlich wohlwollende Stellungnahme gegenüber dem „ungeliebten Lande“ unmöglich. Es fehlte Annette endlich, wie Scheiwiller noch wei-

ter ausführt, in der Schweiz die Freundschaft und teilnehmende Liebe, die sie in ihrer Heimat so reichlich genoß und so wohlthuend empfand, ohne die sie nicht schaffen konnte und die nachweisbar manche ihrer besten Schöpfungen entscheidend beeinflusste. „Wohl mußte ihr Wesen von der Natur gespeist und genährt werden; aber erst dann brach es aus ihr hervor mit elementarer Allgewalt, wenn edle Menschen auf ihr Singen hörten und frohe Antwort gaben. Wie anders hätte sie gesungen in der schönen Schweiz, wenn tagtäglich ein lieber Freund ihrem Sange gelauscht hätte wie später auf der Meersburg!“ (S. 224.)

Auf der Meersburg, am badischen Ufer des Bodensees, weilte die Droste, ebenfalls als Gast Laßbergs, von Herbst 1841 bis zum Sommer des folgenden Jahres, zumeist im vertrauten Verkehr mit ihrem jungen Landsmann und intimen Freund Levin Schücking, an dem sie in mütterlicher Liebe, zeitweilig auch mit mehr als mütterlicher Zuneigung hing. Dieses Freundschaftsverhältnis, das um die Mitte der vierziger Jahre infolge der Heirat Schückings mit einer Protestantin einem Gefühl schmerzlicher Entsagung weichen mußte, wurde jüngst von der Romanschriftstellerin Helene Christaller in ihrer spannend geschriebenen Erzählung „Das Tagebuch der Annette. Ein Stück aus dem verborgenen Leben der Annette von Droste-Hülshoff“¹ lebensvoll geschildert. Das Buch offenbart, wie die meisten Werke der heftigen Schriftstellerin, unleugbare psychologische Einfühlungsfähigkeit und eine nicht geringe Gestaltungskraft. Annette wird mit großer teilnehmender Liebe, ja mit Bewunderung und Verehrung gezeichnet. Stil und Sprache sind ganz dem Charakter der westfälischen Dichterin angepaßt, doch die religiöse Grundstimmung im Leben und Schaffen der großen Droste kommt nicht oder nur sehr ungenügend zur Geltung.

So wäre denn das Ergebnis der gründlichen, mühevollen Arbeit Scheiwillers schließlich ein mehr negatives, wenn der Verfasser nicht doch noch auf ein Moment hinweisen könnte, das wie ein freundliches Abendrot im Hintergrunde aufsteigt und die herbe Gestalt der Annette mit einem

poetischen Schimmer umgibt: „Es kann in der Tat kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Droste sich selber und ihre poetische Sendung, Westfalens Sängerin zu sein, erst auf dem Umweg über die Schweiz erkannt hat“ (S. 224). Die Gründe, die Scheiwiller (S. 221—223) für diese seine Auffassung, die übrigens nicht völlig neu ist, anführt, verdienen jedenfalls Beachtung. An der Tatsache der unfreundlichen Einstellung Annettes gegenüber dem Volk der Eidgenossen ändert sich dadurch nichts.

Das Gedicht, worin Annette kurz vor ihrer Abreise von Eppishausen ihren Aufenthalt in der Schweiz rückblickend überblickt, findet sich bei Scheiwiller unter dem Titel „Abschied von der Schweiz“ (S. 227 bis 229) abgedruckt. Es wurde von ihm schon im Jahresbericht der Stifterschule Einsiedeln 1922/23 zum ersten Mal vollständig, aber, wie er selbst bemerkt, nach einer fehlerhaften Abschrift veröffentlicht. Die Überschrift stammt von Dr. Karl Schulte-Kemminghausen, der in seinem Werk „Ungedrucktes von Annette von Droste-Hülshoff“ (Münster 1925) S. 31 f. die Dichtung nach dem in der Bonner Universitätsbibliothek befindlichen Original herausgab. Die Schlußstrophe dieses trotz einigen schönen Worten von „adamantnen Höhn“ und „tiefsmaragden Seen, wo linde Düfte drüber wehn“ im ganzen kritisch kühlen Gedichts läßt an Schroffheit nichts zu wünschen übrig:

So lebe denn auf lange wohl,
Du ungeliebtes Land,
Mit deiner Donner Widerhall,
Mit deinem starren Felsenwall,
Land, wo ich keine Nachtlall
Und keine Liebe fand.

Annette hat zwar bei einem späteren kurzen Besuch in der Schweiz, den sie von der Meersburg aus machte, doch noch eine treue Freundesseele und innige Liebe gefunden — „ein liebes Traumgesicht am Horizont von meinem Leben“ —, aber es war kein Kind des Landes, keine Staufacherin, sondern eine anglikanische Engländerin, Philippa Swinnerton Pearfall, die in den vierziger Jahren mit ihrem Vater nach dem Kanton Thurgau über-

¹ 80 (286 S.) Basel (o. J.), Friedrich Reinhardt. M 4.40, geb. 6.—

siedelte und in der Folgezeit zu der westfälischen Freilin in herzliche Beziehungen trat. Philippa ließ sich kurz vor Annettes Tod in die katholische Kirche aufnehmen, kehrte 1858 nach London zurück und starb 1917 im hohen Alter von 93 Jahren.

Alcis Stockmann S. J.

„Werdegang eines Europäers“

ist der Untertitel eines in vielen Beziehungen bedeutungsvollen Romanes¹. Die Dichtung ist von mehr als durchschnittlichem literarischem Wert, sie tritt mit Mut und Geist für die friedliche Einigung Europas ein, sie ist vor allem selbst ein lebendiger Erweis der Realisierbarkeit dieses Ideals. Dies legte nicht bloß durch die mit schöpferischer Phantasie lebensvoll gestalteten Menschen und Schicksale, sondern durch die Tat des Dichters selbst: „Dome im Feuer“ sind das in deutscher Sprache geschaffene Werk eines geborenen Franzosen, der in diesem Werk die Vermählung französischen und deutschen Geistes nicht nur dichtet, sondern lebt. Das Vorwort, das er dem Roman vorausschickt, gehört wesentlich zum Ganzen; es verrät in etwa, wer sich unter dem Decknamen Heinrich Herm birgt. „Der Verfasser des vorliegenden Buches, seit Jahren ein Schweizer und ordentlicher Professor der Rechte an einer Schweizer Universität, wurde als Franzose in Frankreich geboren und hat historische Werke in französischer Sprache geschrieben. Mit der englischen Sprache, mit englischem Leben frühzeitig vertraut, konnte er bis in den Anfang seiner zwanziger Jahre kein deutsches Wort. Doch schon im Gymnasium, in der Zeit, da die Schüler einander homerische Schlachten für und gegen Dreyfus lieferten, hatte er Goethe und Wagner (als Dichter) entdeckt. Isoldens Braut- und Todesfahrt und die Begegnung Fausts und Helenas wollte er im Urtext lesen und schwur sich, diese Verse einmal wie ein Deutscher empfinden zu können. Das erste deutsche Wort richtete

er an einen Emdener Posten draußen auf der Nordsee. Dann kam Lübecks gotischer Zauber, das Leben auf einem Schloß in Estland, auf dem Vorposten des Deutschtums, und endlich die Poesie und Anmut des Rheins. Im August 1914, als der Weltkrieg ausbrach, heiratete er in Deutschland eine Deutsche. Ebenso wenig wie auf Frankreich und England konnte er, wollte er auf Deutschland und seine Kultur verzichten. Aus seinem Schmerz und seinem Zorn ist dies Werk in langjähriger Arbeit entstanden, in der Schweiz entstanden, auf deren Boden seit Jahrhunderten Franzosen von Lausanne, Deutsche von Zürich und Italiener von Lugano in friedlichem Bunde leben.“ Die Angaben des Roman-Vorwortes bestätigt und erweitert Universitätsprofessor Wilhelm Dehl, der uns Rouen als Vaterstadt des Dichters und Freiburg in der Schweiz als Stätte seines jetzigen Wirkens kennen lehrt¹. Aus deutschfeindlichem Vaterhaus habe Heinrich Herm den Weg zum Herzen des deutschen Volkes gefunden, aus Skepsis habe er sich zum Glauben emporgerungen und arbeite jetzt an der katholisch-übernationalen Zusammenfassung französischer und deutscher Kultur.

Ein wertvoller Beitrag zur Verwirklichung dieser Bestrebungen ist der Roman „Dome im Feuer“. Der Titel deutet Sinn und Begründung der Dichtung symbolisch an: Kunst und Kultur, Gotteskindschaft und Gottesdienst verbinden die Völker, die einende Kraft ist aber bedroht durch das zerstörende Kriegsfeuer nationalistischer Eigensucht und Gehässigkeit.

Der Mensch, in dessen Leben diese Idee sich verwirklicht, ist Charli, der Sohn des französischen Reeders Louis Varangue. Innere Anlage, äußere Umgebung und Schicksal bestimmen seine Entwicklung zum guten Europäer. Offener Blick und rücksichtslose Selbstständigkeit bewahren ihn davor, in den chauvinistischen Vorurteilen und dem suggestiven Zwang der Umwelt gefangen zu bleiben. Mit dem scharfen Auge des Malers sieht er die landschaftliche Eigenart, Schöpfungen der Kunst, Erscheinung und Gebaren der Menschen,

¹ Dome im Feuer. Werdegang eines Europäers. Roman von Heinrich Herm. 8° (487 S.) Berlin 1926, G. Grote. M 5.50, geb. 7.50

¹ „Schönere Zukunft“ 2 (1927) 316-337.